

## **Bericht über die Studienfahrt des Historischen Vereines für Steiermark in den Oman** **15. – 24. Februar 2019**

Die 60. Mehrtagesfahrt des Historischen Vereines für Steiermark führte ihre 44 Teilnehmer unter der – wie immer vorzüglichen und umsichtigen – Leitung von Ass.-Prof. Dr. Robert F. Hausmann in das bisher am weitesten von der Heimat entfernte Ziel: Das Sultanat Oman an der Ostküste der arabischen Halbinsel. Der Besuch des Wüstenstaates war dabei in zwei Etappen gegliedert. Zunächst wurde die Hauptstadt Muscat und das Umland an der nördlichen Küste des Golfes erkundet, anschließend die Stadt Salalah und das legendäre Weihrauchland. Salalah, ihres Zeichens die drittgrößte Stadt des Landes, Hauptstadt des Gouvernements Dhofar und von 1932 bis 1970 sogar des ganzen Sultanats, ist von Graz rund 4.860 Kilometer Luftlinie entfernt, also etwas mehr als 24-mal so weit wie die Bundeshauptstadt Wien.

Wie immer bei Reisen in geographisch, kulturell und historisch weiter entfernter Gebiete kann dieser Bericht nur ausgewählte Orte, Eindrücke und Gegebenheiten behandeln. Eine besondere Problematik dieser Mehrtagesfahrt und damit dieses Berichtes sei gleich vorweg angesprochen: Diesmal wurde die Gruppe von zwei verschiedenen Reiseführern betreut. Zwar war es in diesem Fall nicht allzu dramatisch und brachte naturgemäß eine gewisse Abwechslung mit sich, doch waren unsere beiden Führer Mohammed Farrag (Muscat und der Norden) und Adel Alsiyabi (Salalah und Weihrauchland) nicht nur sehr unterschiedliche Charaktere, sie hatten auch sehr unterschiedliche biographische Hintergründe und Zugänge zu ihrer Tätigkeit als Fremdenführer. Zwar widersprachen sie sich nicht unmittelbar, doch wurde klar, dass der gebürtige Omani Alsiyabi einige Dinge anders sah und bewertete als der ägyptische „Gastarbeiter“ Farrag und dessen Aussagen daher teilweise relativierte und konterkarierte. Die folgenden Schilderungen und Berichte insbesondere zum gesellschaftlichen und sozialen Leben im Oman sind daher zwar nach bestem Wissen und Gewissen widergegeben, stammen aber von zwei Menschen mit unterschiedlichen Standpunkten.

Der Weg in das Sultanat begann für die Gruppe nach einer Busfahrt mit mehreren Stopps am Flughafen in München, von dem aus Oman Air, die Fluglinie der Wüstenmonarchie, Muscat direkt anfliegt. Während des Fluges lernten die Reisenden (auch wenn es ihnen natürlich zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst war) schon einige der Hauptmerkmale des heutigen Oman indirekt kennen: Das Bestreben und die Fähigkeit modernsten Ansprüchen zu entsprechen, gepaart mit einem hohen Grad an Professionalität, aber gleichsam einem gewissen sozialen Konservatismus und dem starken Einsatz von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern – in diesem Fall in Form der Flugbegleiterinnen. Schon der Hinflug erscheint daher in der Retrospektive als symbolisches *pars pro toto* für die enorme Modernisierung (zu verstehen als Annäherung an westliche technologische, ökonomische und gewisse soziale, wenn auch nicht an alle moralischen Standards und Vorstellungen), die das Land seit der Thronbesteigung Sultan Qabus ibn Sa'id Al Sa'ids im Jahr 1970 durchlief.

Modern und effizient präsentierten sich dann ebenso der Muscat International Airport und das Einreiseprozedere, das nach über sieben Stunden Flug gegen acht Uhr Früh Ortszeit erfolgte. Das man bei einer derartigen Gelegenheit länger in einer Schlange warten muss, ist für den europäischen Besucher zwar mittlerweile ungewohnt, doch gestalteten sich Visa-Erwerb und Einreise selbst unproblematisch. Allein Reiseleiter Hausmann wurde bei der Gepäckkontrolle abgefangen und einer strengeren Kontrolle unterzogen: Der Umstand, dass er mehrere der kleinen Funkempfänger (liebevoll „Horcher!“ genannt) sowie ein Sendeteil für die Führungen im Gepäck

hatte, rief den Argwohn der omanischen Sicherheitskräfte und Zöllner hervor.

Vom Flughafen aus ging es direkt zur ersten Sehenswürdigkeit, wobei schon beim Besteigen des Buses ein sauber um auf dem Fahrersitz drapierter Schal mit dem Landeswappen sowie dem zweifachen Konterfei des Herrschers links und rechts auffiel. Das Porträt Sultan Qabus ist in der Tat in den kommenden Tagen häufiger zu sehen, doch wirkt die Präsenz seines Konterfeis, anders als häufig in der Region anzutreffen, nicht von oben verordnet und aufdringlich, sondern vielmehr wie eine genuine zur Schaustellung tatsächlicher Zuneigung und Verehrung der Bevölkerung gegenüber ihrem Monarchen. Diesen Eindruck einer tatsächlichen Verehrung des absoluten Herrschers als väterliche Figur vermittelt ebenso unser erster Begleiter Mohammed Farrag. Der gebürtige Ägypter lebt sein Leben zwischen seinem Heimatland, der Bundesrepublik Deutschland und dem Oman, wo er seit elf Jahren Teile des selbigen als Reiseführer für deutschsprachige Gruppen verbringt. Im Laufe unserer gemeinsamen Zeit schilderte er mehrfach, dass er sich im Oman – trotz des Umstands, dass ihm auf Grund der mittlerweile extrem strengen Bestimmungen der Zugang zur Staatsbürgerschaft wohl verwehrt bleiben wird – heimisch und zugehörig fühlt. Dazu beigetragen dürfte unter anderem der Umstand haben, dass er vor circa sieben Jahren den Sultan auf einer seiner Rundreisen persönlich treffen konnte. Diese Rundreisen waren, bis sie auf Grund einer schweren Erkrankung seiner Majestät eingestellt wurden, sicher eine große Besonderheit der Herrschaftspraktiken des Omans, die die soeben erwähnte Modernisierung begleiteten und erleichterten: Seit Anbeginn seiner Regentschaft reiste Sultan Qabus jedes Jahr mehrere Wochen durch das Land und empfing Stammesführer, örtliche Würdenträger sowie einfache Menschen, hörte deren Sorgen und Anliegen an. Dabei erfragte er Meinungen und vermittelte seine Vorhaben. So der Verfasser unseren Führer recht verstand, dürfte dieses Vorgehen mit ein wesentlicher Faktor für die große Akzeptanz der Reformen des Sultans in der Bevölkerung und bei den verschiedenen Eliten gewesen sein. Dass der Monarch insgesamt wesentlich zugänglicher sein dürfte als andere Vertreter seines Standes normalerweise sind und der Oman sich gerade erst für den Tourismus öffnet, mag man daran ablesen, dass Farrag ihn im Rahmen des Empfangs mit einer Touristengruppe traf. Diese hatte zufällig erfahren, dass das Staatsoberhaupt in derselben Stadt weilte, um eine Audienz angesucht und diese gewährt bekommen. Der Sultan scherzte laut Bericht unseres Führers mit den ausländischen Gästen und richtete bei dieser Gelegenheit das Wort an ihn. Er habe zwar gleich bemerkt, dass Farrag kein Omani sei, trotzdem habe er, der Ägypter, den omanischen Herrscher wie einen Vater empfunden. Dies war einer der Punkte, bei denen unser omanischer Führer Alsiybi einige Tage später zwar nicht direkt widersprach, aber doch recht deutlich vermittelte, dass Farrag dies zwar so empfinden möge, es aus seiner Sicht dadurch aber nicht stimme. Omani, so schien es, könne man selbst als muslimischer Araber nicht „einfach“ werden, mag man sich Land und Herrscher noch so verbunden fühlen. Eine Sichtweise eines gebürtigen Omani, die angesichts der Tatsache, dass von 4,180.000 Einwohnern des Oman rund 45 Prozent Gastarbeiter bzw. ausländische Staatsbürger sind, nicht ganz verwundern mag.

Abgesehen von derartigen individuellen Erlebnissen und unabhängig davon, wie es um die Möglichkeit der Integration in die omanische Gesellschaft und die Akzeptanz durch diese wirklich bestellt ist, dürfte ganz allgemein die Tatsache, dass Sultan Qabus bei der Modernisierung des Landes zwar bestimmt, aber äußerst umsichtig vorging, sowie der Umstand, dass er für die religiös-geistige Wohlfahrt einiges geleistet hat, zu seiner Beliebtheit im Volk, gleich welcher Nationalität, beigetragen haben. So war die erste Station die größte von elf Moscheen, die der Potentat im ganzen Land in Städten errichten ließ: Mit 416.000 Quadratmetern Gesamtfläche

bietet sie 20.000 Gläubigen Platz und hat damit ein beeindruckendes Ausmaß, gerade für einen – im Stil an sich schlichten – modernen Sakralbau. Am Eingang zu dem Gotteshaus wird jedoch klar, dass der Oman bei aller Modernisierung und beginnendem Tourismus nach wie vor ein sozial-konservatives Land ist, dass an seinen tradierten religiösen und moralischen Werten weiter festhält: Es wird genau darauf geachtet, dass die Frauen nicht nur ihren Kopf, sondern ebenfalls ihre Beine und Arme bedeckt haben, Männer dürfen gleichsam nur mit Hosen, die über die Knie reichen, eintreten. Dies waren Bekleidungs Vorschriften bzw. Wünsche, denen wir in der Folge immer wieder und nicht nur an Orten religiöser Verehrung begegneten. Anders als in der islamischen Republik Iran, wo wir zwei Jahre zuvor Moscheen als Versammlungs- und Huldigungsort kennenlernten, die auch nicht-muslimischen Besuchern (fast) jeder Zeit offen standen, sind Moscheen im Oman sakrale Orte, die besonderen Respekt verdienen. Dies trotz des Umstandes, dass das Land religiös von den äußerst toleranten Ibaditen, einer Glaubensstradition innerhalb der Sunna, dominiert wird. Diese Auslegung des Islam hat im Oman ihre meisten Anhänger und ist stark von seiner Tradition als Küsten- und Händlerstaat geprägt. Wohl deshalb ist sie fast exklusiv hier zu finden und bis auf wenige Enklaven auf das Sultanat beschränkt, wo sie 45 Prozent der Gläubigen umfasst. Grundlagen des Islam zu vermitteln war Farrag (der wohl eher einer ägyptischen Ausprägung des sunnitischen Islam anhing) offensichtlich äußerst wichtig: Dabei betonte er die Verbundenheit aller Muslime im Glauben („Sie stehen bei der Gebetshaltung Schulter an Schulter, Fuß an Fuß!“) und die verschiedenen Verpflichtungen, die der Islam seinen Anhängern auferlegt und sie nicht nur der Gemeinschaft gegenüber verpflichtet (Almosengabe), sondern ebenso zur Selbstdisziplinierung anhält (Fasten im Ramadan und laut Farrag sogar jeden Montag und Donnerstag wie Moses). Dass für die Religion im Oman nach wie vor einiges aufgewandt wird, zeigt sich nicht nur an der prunkvollen Einrichtung, die Hightech-Bildschirme mit hölzernen Kassettendecken und großen Portalen vereint, sondern ebenso an dem Umstand, dass im Gebetsraum der Männer der zweitgrößte Teppich der Welt aus Baumwolle und Seide liegen soll. 36 Jahre wurde an den einzelnen Stücken, die zirka 4.263 Quadratmeter umfassen, gewebt.

Unser zweiter Besichtigungsstopp galt ebenfalls einem modernen Bau, der in der arabischen Welt eine Besonderheit darstellt, das königliche Opernhaus Muscat, bis 2016 die einzige Oper der arabischen Halbinsel. Im Jahr 2001 beschloss der Sultan per königlichem Dekret sie errichten zu lassen, was von 2007 bis 2011 geschah. Seit damals wird sie regelmäßig bespielt. Das Gebäude mischte in den Augen des Verfassers Elemente, die sowohl an osmanische als auch mongolische Stilelemente erinnerte. Die Materialien und Einrichtung wurden aus verschiedensten Ländern beschafft: Der Marmor aus Italien, die Orgel aus Deutschland, die Kristallluster aus Österreich. In einem großen Prunksaal kann das Publikum nicht nur dem Geschehen auf der Bühne folgen, sondern bekommt auf in die Sitze integrierte Bildschirme den Text eingeblendet, was es ermöglicht Aufführungen im Original oder in arabischer bzw. englischer Übersetzung zu folgen. Anders als man es von diversen heimischen Bühnen kennt, ist im Muscater Opernhaus jedoch keine offensichtliche Königsloge auszumachen. Ihre Oper erfüllt die Omani offenbar mit Stolz, denn unsere Führung war Teil eines regulären Programms, welche das Haus Touristen und Besuchern präsentiert. Das Bauwerk und der Umgang mit selbigen erinnern ein wenig an europäische Prestigeprojekte vergangener Tage.

Auf der Fahrt zum Souq von Mutrah, dem größten Basar des Landes, konnten wir unseren Eindruck von Muscat vom Bus aus weiter vertiefen und dieser ist durchaus überraschend. Hat man als (mittel-)europäischer Reisender doch einige Vorstellungen und Bilder von Ländern des arabischen Raumes im Kopf, so wurden diese weder in der Hauptstadt noch sonst wo im Sultanat

bestätigt. Im Gegenteil, diese „Vorurteile“ und Erwartungen wurden widerlegt: Die Straßen waren im urbanen Raum und auf den Überlandstrecken nicht nur exzellent ausgebaut, sondern auch durchgehend extrem sauber. Von 18.00 bis 6.00 Uhr, so erklärte man uns, sei alles beleuchtet. Die Häuser machten einen gepflegten Eindruck, insbesondere in Muscat konnte man den Drang behutsam zu erneuern, während man das Alte renoviert und erhält, förmlich spüren. Dass die Infrastruktur so gut ausgebaut ist, dürfte an der Bedeutung des Individualverkehrs liegen: Dieser ist extrem wichtig. Zwar soll es sehr teuer sein einen Führerschein zu erlangen, was ab dem 18. Lebensjahr möglich ist (ca. 3000 Euro), dafür sind Gebrauchtwagen extrem günstig zu erwerben und drei Liter Benzin kosten ungefähr einen Euro. Dies ist wenig verwunderlich, fördert der Oman wie die meisten Länder der Region, Öl und Gas. Diese Kostensituation hat zur Folge, dass es außer (Sammel-)Taxis und großen Bussen keine öffentlichen Verkehrsmittel wie Straßenbahnen, U-Bahnen oder Eisenbahnen gibt. Fast alle Omani fahren mit dem eigenen Auto, berichtet uns Farrag, die öffentlichen Verkehrsmittel seien fast immer leer. Dies konnte man vom Souq nicht behaupten, der sich klassisch präsentierte: Enge, überdachte Gassen, in denen sich Geschäft an Geschäft reiht und Händler die verschiedensten (aber immer wiederkehrenden) Waren feilbieten. Bei einem Weihrauchhändler erläuterte unser Begleiter, wie man im Oman immer noch traditionell mit dem Händler feilscht. Doch obwohl diese überlieferte Art Geschäfte zu machen nach wie vor praktiziert wird, musste der Verfasser mit einem gewissen Bedauern feststellen, dass im Zeitalter der Globalisierung und des Internets selbst ein orientalischer Souq eigentlich keine unbekannteren und dadurch exotischen Produkte mehr bereithält.

Besonderes, weil ob seines Alters historisch und für die steirischen Besucher fremdartig, bot die nächste Station dar: Bait Al Zubair, „Das Haus der Kultur und Kunst“. Dieses Museum, das von einer privaten Stiftung betrieben wird, stellt omanische Artefakte aus mehreren Jahrhunderten aus und ermöglicht dem Besucher so, sich über die Lebenswelt und die kulturellen Eigenheiten vergangener Tage zu informieren. Von der Garderobe verschiedener Stämme und Regionen, über traditionelle Schwerter und den Khanjar, dem omanischen Dolch, bis hin zu alltäglichen Haushaltgegenständen wird hier die Geschichte des Landes bewahrt und aufbereitet.

Den Abschluss dieses ersten Tages bildete ein Spaziergang im Eingangsbereich eines der zahlreichen Sultanspaläste, der selbst von jenseits der hohen Tore imposant wirkt. Hier erläuterte uns Farrag einiges zu den schon erwähnten Maßnahmen des Sultans, um das Land voran zu bringen, wies aber auch darauf hin, dass man ob des Alters des Herrschers und des Umstandes, dass er zumindest offiziell keine Kinder habe, im Volk etwas in Sorge sei, wie es im Falle seines Todes weiter gehe. Man vertraue aber darauf, dass der Sultan mit seiner weisen Voraussicht dies ebenso rechtzeitig geregelt habe und hoffe insgeheim, dass es einen geheim gehaltenen Sohn gebe, dem der Monarch ein „normales“ Leben ermöglichen wollte, um ihn auf seine Herrscherrolle vorzubereiten.

Am nächsten Tag besuchte die Gruppe der Stadt Nizwa. Die Stadt ist seit jeher eines der wichtigeren Zentren des Landes was Handel, Religion und Politik betrifft. Nachdem in einem Fachgeschäft mehrere dutzend Sorten von Datteln verkostet und gekauft werden konnten, begingen wir die örtliche Festung. Wie die meisten Wehranlagen, die wir auf dieser Reise besuchten, war diese renoviert worden und hatte daher zumindest in ihrem äußerlichen Erscheinungsbild wenig mit manchen der Ruinen, wie man sie in der grünen Mark und anderswo in Österreich vorfindet, gemein. Viel mehr wirkten sie in manchen Teilen so erneuert, dass man auf den Gedanken kommen konnte, diese Bauabschnitte seien gerade erst errichtet worden. Die aufwendigen Renovierungen verdeckten jedoch nicht die Ähnlichkeit zu unseren

mitteleuropäischen Wehranlagen: Auch an der Küste der arabischen Halbinsel wurde eng und teilweise verwinkelt gebaut, um die Verteidigung zu erleichtern. Einige Abdeckungen in den Stiegenhäusern verwiesen noch auf die Möglichkeit den eindringenden Feind von oben mit heißen Flüssigkeiten zu überschütten. Die Quartiere der Soldaten auf dem hoch gelegenen „Innenhof“ waren eher bescheiden gehalten, wurden aber von einem Gebetsraum ergänzt, der es den Verteidigern ermöglichte, ihrer religiösen Pflicht selbst während einer Belagerung nachzukommen. Einen ähnlich imposanten Eindruck machten die beiden anderen Wehranlagen, die wir an diesem Tag besichtigten: Die Lehmfestung Hisn Tamal und die Lehmburg Jabrin. Beide stammen aus dem 17. Jahrhundert. Erstere hat mit 15 Toren und 132 Wehrtürmen beeindruckende Ausmaße und erhebt sich weit über das umliegende Land, allerdings ist keine Inneneinrichtung mehr erhalten. Anders in der kleineren Burg Jabrin. Sie beeindruckt vor allem mit ihren detailreich verzierten Kassettendecken, den gut erhaltenen Wohnräumen und einem besonderen, abhörsicher gestalteten Raum, der es ermöglichte, dass sich die Krieger im Geheimen berieten.

Einen kleinen Eindruck in das Alltagsleben erhielten wir beim Einkauf für das erste gemeinsame Picknick, von denen es auf dieser Reise mehrere gab. In dem kleinen Supermarkt in Nizwa fanden sich neben zahlreichen Markenprodukten, wie man sie in Europa findet, offene Waren wie früher bei einem hiesigen Greißler, sowie eine Abstufung mitten im Geschäft, die es notwendig machte die Einkaufswägen in dem kleinen verwinkelten Laden über eine Rampe zu manövrieren. Die Einheimischen zeigten mit den ausländischen Gästen, die mit ihrem Großeinkauf alles blockierten, viel Geduld und man verständigte sich mit einer Mischung aus Englisch, Fingerdeuten und Taschenrechner auf den Preis – der wie in unseren Supermärkten jedoch nicht verhandelbar war.

Die weiten Strecken, die wir zwischen den einzelnen Festungen zurücklegten, nutzte Farrag, um uns ein wenig über den Oman und seine Gesellschaft zu informieren und die Unterschiede zu anderen Golfstaaten herauszuarbeiten. So war und sei Sultan Qabus zwar bestrebt den Menschen das Leben zu erleichtern, in dem zum Beispiel alle Häuser Strom- und Wasseranschlüsse haben, und diese Ressourcen günstig sind. Jedes Jahr gebe es außerdem weitere Neuerungen und Projekte, um die Modernisierung zu forcieren. Doch im Unterschied zu andern Golfstaaten gebe es keine direkte Alimentierung, die Omani müssten alle arbeiten. Es gibt einen Mindestlohn von 900 Euro im Monat, doch laut Farrag sei das Leben so teuer, dass viele Menschen zwei Tätigkeiten nachgingen. Zirka vier von fünf omanischen Frauen gehen ebenfalls einer Erwerbsarbeit nach. Zahlungen an Arbeitslose gibt es nicht. Viele der Staatsbeamten, die zwar mit 1.300 Euro nicht schlecht verdienten, würden nach ihren Arbeitsstunden von 8.00 bis 14.00 Uhr als Taxifahrer arbeiten, denn man bräuchte, um gut leben zu können, rund 2.000 Euro im Monat. Farrag selbst arbeitet nur im Winter als Reiseführer, ansonsten ist er in Ägypten Karatetrainer, ein Sport, den er seit 39 Jahren ausübt. Den Umstand, dass viele Beamten tatsächlich eine zweite Stelle hätten, relativierte Alsibi in seinen Ausführungen später etwas. Eine staatliche Unterstützung, die alle omanischen Bürgerinnen und Bürger erhalten, sind 600 Quadratmeter Grund und Boden zum 18. Geburtstag (in ihrem Heimatort), auf denen sie etwa ein Eigenheim errichten könnten. Da das Baumaterial importiert werden muss, sei es aber teuer. Ein kleines Haus mit einem Stockwerk kostet etwa 600.000 Euro. Hier helfe der Staat mit einem Darlehen, das in Raten zurückzuzahlen ist. Die Omani würden generell eher in Häusern leben, oft in kleinen Gemeinden außerhalb der Städte, aus denen sie pendeln. Hochhäuser wie etwa in Dubai gebe es nicht; in größeren Wohnblöcken, die mit sechs oder sieben Stockwerken schon groß seien, würden vor allem Ausländer, sprich Gastarbeiter, wohnen. Etwas widersprüchlich waren die Informationen, die unsere beiden Führer zu den Verwertungsmöglichkeiten der vom Staat geschenkten Grundstücke

gaben. Während Farrag von einem Verkaufs- und Tauschverbot sprach, relativierte Alsiybi dieses.

Sehr wichtig war es dem Ägypter die Bedeutung der Achtung der Senioren in der arabischen Kultur generell, und in der omanischen insbesondere, herauszustreichen. Dies mag dem Durchschnittsalter unserer Reisegruppe geschuldet gewesen sein, das bei 65,2 Jahren lag. Mehrfach während unserer gemeinsamen Tage betonte er, dass Senioren sehr geschätzt und respektiert würden. Man dürfe nur langsam und leise mit ihnen sprechen, laut oder schnell zu werden sei unhöflich. Ebenso sollten sie nichts mehr selber tun (müssen?), lediglich ihre Wünsche äußern, die sodann erfüllt würden. Die Familie, insbesondere Eltern und Großeltern, gehen absolut vor. Diese hätten viel getan und seien daher sogar wichtiger als die Arbeit. Er habe einst eine Stelle aufgegeben, um seine Mutter zu pflegen. Altersheime würden nicht akzeptiert, die Menschen würden zu Hause betreut. Hier merkte man, dass der Ägypter trotz seiner Kenntnis des deutschen Kulturkreises eine klar ablehnende Haltung an den Tag legte und die in Mitteleuropa gängigen Praktiken im Umgang mit Älteren wohl kritisierte.

Am dritten Tag fuhren wir – eine Besonderheit dieser Exkursion – anstatt mit einem Bus mit zwölf hochwertig ausgestatteten Geländewagen aus. Nach einem kurzen Halt bei den Ruinen des Dorfes Tanuf, das am 27. Juli 1957 auf Bitten des damaligen Sultans nach einer Evakuierung der Bewohner von der britischen Luftwaffe zerstört wurde, um den Rebellen des Jabal Al Akhdar-Aufstandes ihre Rückzugsmöglichkeit zu nehmen, besichtigten wir das Dorf Al Misfah. Dieses liegt auf 900 Metern Seehöhe, sein Name bedeutet „Wasser aus einer Quelle ziehen“ und bezieht sich auf das mehrere Jahrhunderte alte Aflaj-System, das Häuser und Terrassenfelder mit der lebenspendenden Flüssigkeit versorgt. So liegt die im traditionell omanischen Stil errichtete Siedlung mit rund 50 Häusern inmitten eines dichten Palmenhaines. Nicht nur steile Treppen prägen die Hanglage, sondern auch so manche schmalen Pfade und der eine oder andere Balanceakt ist notwendig, um gut voran zu kommen. Leider war es der Gruppe nicht möglich, das angeblich älteste Haus des Sultanats (erbaut um 746) mit Sicherheit zu identifizieren. Hier wurde dem westlichen Besucher wiederum bewusst, dass der Oman trotz aller Modernität und Gastfreundlichkeit nach wie vor ein sozial-konservatives Land ist, denn an verschiedenen Stellen sind Hinweisschilder folgenden Inhaltes aufgestellt: „Please – It is very offensive for the people here if you were short cloths“. So wird man höflich aber eindringlich gebeten auf das moralische Empfinden der Bewohner Rücksicht zu nehmen. Etwas, das bei unserem nächsten Halt kaum nötig war, den wir besuchten Al Hamra, eine in weiten Teilen schon verfallene aber teilweise noch bewohnte Siedlung. Die Ruinen ermöglichen einen kleinen Einblick in das Innere typisch omansicher Häuser. Zahlreiche Bauten in den verwinkelten Gassen wirken stark einsturzgefährdet und es ist hier (in den Ruinen) das erste Mal wirklich Müll auszumachen. Dem Verfasser kamen beim Durchgang durchaus Zweifel, ob es für Besucher angemessen ist, durch diese Überreste zu wandeln und in die Überbleibsel dieser sterbenden Stadt einzudringen, noch dazu, da nicht immer klar war, welche Häuser verlassen waren und in welchen noch Menschen (in einem gewissen Elend?) leben.

Im Anschluss unternahmen wir eine längere Fahrt auf rund 1.950 Meter Seehöhe, auf das Plateau des Canyons gegenüber dem Jabal Shams-Gipfel. Dieser „Berg der Sonne“ ist mit 3.009 Meter der höchste Berg des Wüstenlandes und das Plateau bietet einen gewaltigen Ausblick auf die phänomenale Landschaft. Teilweise geht es tausend Meter in die Tiefe und die Schluchten zwischen den Gipfeln wirken wie Mondlandschaften, die eine fremde Welt sein könnten. Vor dieser imposanten Kulisse picknickten wir mit Fladenbrot, Käse, Oliven, Datteln und allem was dazu gehört, mussten unser Essen aber immer wieder gegen die ortsansässigen Ziegen verteidigen, die

durchaus frech direkt aus den Vorratssäcken oder gar aus der Hand fressen wollten und eine etwas unnatürlich wirkende Schwäche für Bananenschalen zu haben schienen.

Am nächsten Tag erklärt uns Farrag die omanische Gesellschaft wieder etwas mehr: Es gäbe im Sultanat keine Bettler (in der Tat nahm der Verfasser auf der ganzen Reise keine Menschen wahr, die um Almosen baten), zur Mittelschicht zähle man, wenn man ein Haus und ein Auto besitze. Die Ausländer, die fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, sind großteils Gastarbeiter und müssen zumindest etwas arabisch sprechen, um hier leben zu dürfen. Sie verdienten zwar schlechter als die Einheimischen, aber damit immer noch besser als in Ihren Heimatländern. Auch der Umgang sei humaner als in andern Golfstaaten: So müssten sie in Dubai mit 60 Jahren das Land verlassen, im Oman dürften sie bleiben, solange sie arbeiten bzw. sich das Leben hier leisten könnten. Farrag kritisierte an dieser Stelle das in Europa vorherrschende Sozialsystem und artikuliert, dass er es nicht verstehe, insbesondere wieso man Personen erhalte, die nicht arbeiten wollten. Im Oman sei die Krankenversorgung für die Staatsbürger gratis, der Staat übernehme sogar die Kosten einer Behandlung im Ausland, wenn dies notwendig sein sollte. Ausländer müssten eine kleine Gebühr für Untersuchungen (wohl 10 Euro) zahlen und zirka 45 Prozent der Medikamentenkosten selbst tragen. Die Wartezeiten für einen Arzttermin seien eher kurz, ungefähr ein bis zwei Tage.

Einheimische zahlen generell keine Steuern, Ausländer gestaffelt nach Einkommen. Mit 60 Jahren tritt man in den Ruhestand über, Ausländer erhielten ihre Pension aber nur so lange wie sie im Sultanat leben.

Im Oman gäbe es keine Schulpflicht, trotzdem würden alle Omani ihre Kinder in die Schule schicken. Der Sultan habe hier das Denken geändert und einiges veranlasst. Bei seinem Amtsantritt gab es nur zwei Schulen im ganzen Land, heute gebe es sie flächendeckend und alle seien mit einem Geländewagen ausgestattet, so dass sie in entlegenen Gegenden Schüler abholen und heimbringen könnten. Es gebe zwar reine Mädchenschulen, aber ebenfalls gemischte Einrichtungen. Mittlerweile gebe es im Oman neun Universitäten, Studenten bekämen vom Staat 120 Rial pro Monat. Die Familien hätten in den Städten zwei bis drei, am Land nach wie vor vier bis fünf Kinder, es sei aber bereits weniger geworden. Hier schilderte uns Alsiyabi die Situation ein paar Tage später etwas anders: Im Oman habe man immer noch große Familien mit vielen Kindern. Männer die mehrere Ehefrauen gleichzeitig hätten, seien zwar selten geworden, er habe aber einen Onkel, der drei Frauen und über dreißig Kinder hat. Dass er, Alsiyabi, mit 43 Jahren noch unverheiratet und kinderlos sei, sei sehr ungewöhnlich. Es gebe daher entsprechende Wünsche von Seiten seiner Familie, dass sich dies ändere. Dass jemand im Alter allein lebe sei genauso unvorstellbar, wie Altersheime.

In dem Wüstenstaat gibt es noch rund 500 Beduinenfamilien, die aber nur im Sommer in der Wüste leben, denn den Rest des Jahres würden sie ihre Kinder in die Schule schicken. Diese Nomaden leben gut von der Kamelzucht. Ein Rennkamel kostet mindestens eine Million Euro, berichtete uns Farrag. Sogar der Dung sei sehr gefragt, er werde von Bauern als Dünger verwendet.

Im Anschluss an diese Ausführungen hielt Mag. DDr. Rudolf Gstättnner einen höchst interessanten Vortrag über arabische Musik und Verbindungen zwischen der omanischen Musik(welt) und der österreichischen. Wie immer wurden seine Ausführungen von exzellent ausgewählten Musikbeispielen untermalt, die der langen Fahrt durch die fremde Landschaft eine ganz eigene Atmosphäre verliehen.

Nach einem Umstieg in Geländewagen erreichten wir das Wadi Bani Khalid. Diese Schlucht in

der kargen Landschaft ist durch azurblaue Wasserbecken, die aus unterirdischen Quellen und Bächen gespeist werden, welche die umliegende Landschaft zum Blühen bringen, gekennzeichnet. Einst muss dieses abgelegene Tal inmitten steiler Felswände und der kargen Landschaft wie ein Paradies gewirkt haben, das wahrlich Königen würdig war. Heute ist es jedoch von Touristen stark frequentiert, was diesen Zauber verschwinden ließ. Hier bemerkt man ein weiteres Mal, dass der Oman trotz seiner Öffnung für Touristen versucht seine Werte zu erhalten. Die strengen Kleidungsvorschriften beim Baden – Oberkörper, Schultern und Beine sind (zumindest bis zu den Knien) bedeckt zu halten – gelten ausdrücklich ebenso für Männer und werden, zumindest nahe dem touristischen Ausspeisungsbetrieb am einen Ende des Beckens, von einem Mitarbeiter des omanischen Tourismusministeriums überwacht. Dieser sprach Gäste äußerst freundlich aber hartnäckig an und forderte sie auf, sich „zu bedecken“. So musste unser Reiseleiter Hausmann erfahren, dass die volle Pracht seiner weißen Waden zu unzüchtig für das moralische Empfinden im Sultanat waren und mangels längerer Badehosen einen anderen Platz zum Schwimmen suchen.

Die folgende Nacht verbrachten wir im Oryx-Wüstencamp in der Sandwüste Ramlat Al Wahiba, die sich über rund 12.500 Quadratkilometer erstreckt. Diese, einem beduinischen Zeltlager nachempfundene Anlage, stellt sich als weniger wild romantisch heraus als gedacht, denn die Bungalows sahen nur von außen aus wie Zelte. Sie waren innen zwar etwas rustikal, boten aber denselben Komfort wie jedes drei Sterne Hotel. Das Erklimmen der umliegenden Sanddünen erwies sich zu Fuß als äußerst anstrengend, mit den Jeeps fuhren die einheimischen Fahrer jedoch mit Leichtigkeit und gutem Tempo über die steilen Hänge. Den Sonnenuntergang in der Wüste konnte unsere Reisegruppe leider nur hinter Wolken bestaunen. Der Abend klang im Speisesaal der Anlage, der vorzutäuschen versuchte, ein großes Beduinenzelt zu sein, aus. Im Anschluss konnte man noch echter einheimischer Musik lauschen, die sogar eine arabisch-omanische Interpretation von „Freude schöner Götterfunken“ aus Beethovens neunter Symphonie zum Besten gaben.

Der nächste Reisetag war von längeren Fahrtstrecken geprägt, auf denen Oberstudienrat Mag. Josef „Sepp“ Hasitschka in bester Tradition unserer Fahrten aus historischen Quellen vorlas. Diesmal waren es zwar nicht die Reiseberichte steirischer Reisender der vergangenen Jahrhunderte, trotzdem waren die Ausführungen zu den Konflikten zwischen dem Sultan (der die Küste beherrschte), dem Imam (welcher das Landesinnere beherrschte) und den Briten durchaus unterhaltsam und erhellend.

In der Stadt Sur besuchten wir die Dhau-Werften, welche in einer beachtlichen Tradition stehen, denn im 17. und 18. Jahrhundert befanden sich hier die größten Werften der gesamten omanischen Küste, bevor das Aufkommen der Dampfschiffe die traditionellen Großsegelschiffe verdrängte. Heute werden die Schiffe, so erläuterte man uns, die mindestens 600.000 Euro kosten, nur noch von sehr reichen Scheiks [Wortbedeutung: reicher Mann] aus Prestigegründen gekauft. Dass dieses einstige omanische Kulturgut an Bedeutung verloren hat, mag man auch daran erkennen, dass früher in dieser Art von Schiffsbau nur Omanis beschäftigt werden durften, heute aber fast nur mehr pakistanische Gastarbeiter dieses Handwerk betreiben.

Wir durchfuhren die einzige Mautstation des Landes: Diese ging jedoch nie in Betrieb, denn als die Bürger erfuhren, dass sie nun für die Nutzung der Straßen zahlen sollten, machte sich Unmut breit. Als Sultan Qabus dies erfuhr, sagte er das Projekt Mautstraßen kurzerhand ab und verfügte die erbaute Station möge von der Polizei benutzt werden. Derartig kurzfristige Dispositionen sind wohl einer der Vorteile ein absoluter Monarch zu sein.



Der Kalksteinkrater Hawiyyat Nadschm (was „Sternschnuppe“ bedeutet), eine Einsturzdoline mit einem Durchmesser von ungefähr 40 Metern und einer Tiefe von 20 Metern bis zur Wasseroberfläche, erwies sich als großes Loch im Boden und war aus Sicht des Verfassers weniger spektakulär, als der einheimische Entstehungsmythos von einem Meteoriteneinschlag, erwarten ließ.

Mit einem Inlandsflug ging es nun nach Salalah, wo wir – für den Historischen Verein ungewöhnlich – in einer fünf Sterne Ferienanlage residierten, da es sonst wenig Möglichkeiten gab, die die Anforderungen einer Gruppe unserer Größe erfüllen hätte können. Dies ermöglichte gewisse (oberflächliche) Einblicke in eine andere Art der Omanreise: Italiener, Deutsche, Russen und andere vorwiegend europäische Nationalitäten fliegen in den Wintermonaten in diese „Bettenburgen“, um sich am wunderschönen Sandstrand am Indischen Ozeans zu sonnen, bei den Mahlzeiten all-inklusive von verschiedenen Buffets zu laben und sich dazwischen von (in diesem Fall europäischen) Gastarbeitern den ganzen Tag „animieren“ zu lassen. Dabei wurden die selbst in der Anlage geltenden Kleidungsvorschriften oftmals ignoriert. Es wirkte so, als würde man dieses „Aufweichen“ der omanischen Sitten tolerieren, solange es sich auf die artifizielle Umgebung, der in sich relativ geschlossenen Ressortanlage, beschränkt. Dass viele der Besucher diese jemals – außer maximal für einen kurzen organisierten Ausflug – verlassen, erschien dem Verfasser zweifelhaft. Das Servicepersonal des Ressorts stammt augenscheinlich vor allem aus Pakistan, Indien, Bangladesch oder Subsahara-Afrika; Einheimische arbeiten, wenn überhaupt, nur an der Rezeption (und vielleicht im Management).

Von nun an wurden wir von Alsiyabi geführt, einem gebürtigen Omani, der auf Grund mehrerer Aufenthalte in Mitteleuropa sehr gut Deutsch spricht. Er kennt Graz und Fischbach, wo er wenige Wochen zuvor einige Musiker besucht hatte. Deren Kapelle war im Oman zu Gast und auf Tour gewesen und hatte ihn daraufhin in die Steiermark eingeladen. Alsiyabi war nicht nur wesentlich redseliger und ausgelassener als sein ägyptischer Kollege, er war gleichsam eine imposante Gestalt: Groß gewachsen und stark gebaut, erinnert er – wohl auch ob seiner traditionellen omanischen Kleidung – an das Bild, welches man sich beim Lesen alter Berichte und Literatur in der Vorstellung von einem Karawanenführer der Vergangenheit macht, der als Händler mit Kamelen die Wüste durchquert und dabei die größten Widrigkeiten überwindet, nie aber seinen Humor verliert.

Nachdem wir die örtlich vom Sultan errichtete Moschee besucht hatten, die zwar im Vergleich zu jener in der Hauptstadt um einiges kleiner aber trotzdem ein imposantes Gebäude ist, wich Alsiyabi sehr zu unserer Freude etwas vom Programm ab und führte uns durch eine in der Nähe befindliche Markthalle, in der Fleisch und Obst angeboten werden. Dies ermöglichte nicht nur einen Einblick, wie sich im Sultanat das tägliche Leben von jenem in unserer Republik unterscheidet, sondern konfrontierte die Reisenden aus Europa gleichzeitig mit dem Fakt wie das Fleisch auf dem Teller eigentlich aussieht bevor es „sauber verpackt“ wird: Denn anstatt in steril wirkenden Styroporschalen, die in Plastik eingeschlagen sind, wurde es hier auf Seilen aufgehängt, die Gedärme aufbereitet und Fleischfilets und Fische offen herumliegend angepriesen. Daneben fanden sich abgehackte Kamelfüße und gesplante Kuhschädel sowie Fische, die Teils wie Baumstämme aufgeschnitten worden waren. Ebenso werden hier lebende Tiere in kleinen Käfigen gehalten und gehandelt – ein Anblick der in Europa wohl Entsetzen hervorrufen würde, im Oman aber wohl zum Alltag gehört. Die Fleischer stammten, so erläuterte unser Begleiter großteils aus Bangladesch – es scheint so, dass die Einheimischen dieses Handwerk kaum (noch) ausüben. Die Markthalle mit Obst und Gemüse wirkt ebenfalls noch

„urwüchsig“ und unmittelbar: Wassermelonen und andere Güter sind zu Präsentationszwecken kunstfertig in großen Mengen aufgehäuft und werden direkt und ohne Verpackung verkauft. Die Händler dürften auch fast alle Gastarbeiter sein.

Nach diesem Ausflug in die Stätten irdischen Konsums besuchten wir zwei weitere Orte mit religiöser Bedeutung: Das Grab des Propheten Imran, den manche für den Vater der Jungfrau Maria halten. Mit 28 Metern Länge ist der Sarg wohl als ungewöhnlich lang zu bezeichnen. Wie unserer Führer es ausdrückte: „Er war ein großer Mann“. Bei den Fußabdrücken des Kamels des Propheten Saleh, die sich als zwei Sets gleichmäßige und verschieden große Vertiefungen in einem Felsen im Boden erwiesen, herrschte zunächst Verwirrung welche Spuren dem Propheten und welche dem Kamel zuzuschreiben sind. Der Verfasser kam – bei allem Respekt für religiöse Bräuche – zu dem Schluss, dass manche derartigen Weihstätten sich wohl nur aus den Transport und Reisemitteln früherer Tage sowie den geringen anderen Arten von Sehenswürdigkeiten (und Unterhaltung) erklären lassen. Denn es gehört viel Glaube und Vorstellungskraft dazu, diese Formation als so besonders zu verstehen, dass sie einen gesonderten Besuch, der vielleicht sogar mit einer weiten Reise verbunden war, wert erscheint.

Im Anschluss widmeten wir uns erneut Weltlichem: Nachdem Hausmann bereits Instruktionen und Hinweise gegeben hatte, wie im Oman zu verhandeln sei, besuchten wir einen lokalen Basar, auf dem vor allem der begehrte Weihrauch in rauen Mengen eingekauft wurde. In der Tat ist der Handel mit den örtlichen Händlern durchaus unterhaltsam und eine kulturelle Erfahrung, die zu einer Reise in den Orient nicht fehlen sollte.

Als letzte Station des Tages besuchten wir die Ruinen der Stadt Al Baleed, die lange Zeit ein bedeutender Weihrauchhafen war und heute mit dem gesamten Weihrauchland zum Weltkulturerbe zählt. Hier befindet sich das Museum des Weihrauchlandes, das sich jedoch faktisch mit der Geografie und der Geschichte des ganzen Sultanates befasst und sehr informativ gestaltet ist.

Bauliche Überreste nichtsakraler Natur füllten fast den gesamten nächsten Tag aus: Neben einem – wie die anderen bisher – ebenfalls aufwendig restaurierten Fort, besuchten wir die Ruinen der antiken Hafenstadt Sumhuram, die eine wichtige Rolle im Handel spielte. Bei diesen Überresten des Altertums konnten wir (wilde?) Kamele aus nächster Nähe bestaunen und einige Mitreisende diese unter Alsiyabis Anleitung sogar füttern. Den Nachmittag stellte Hausmann – ungewöhnlich für sein straffes Kulturprogramm – frei: Man konnte entweder dem nicht eingetroffenen Naturschauspiel der bis zu zehn Meter hohen Wasserfontänen in der Lagune Khorn Mughsail beiwohnen oder wie ein banaler Sontourist den Strand im Ressor besuchen. Der Verfasser vermag zu berichten, dass man im Indischen Ozean Ende Februar wunderbar schwimmen kann.

Am letzten Tag unserer Omanreise begaben wir uns nochmal mit Geländewagen in die Wüste, diesmal in den omanischen Teil des Leeren Viertels, der größten zusammenhängenden Sandwüste der Erde: die Rub Al Khali Wüste, die rund 650.000 Quadratkilometer umfasst. Deren endlos erscheinende Dünen sind in der Tat ein einmaliger Anblick, der – wären nicht die Geländewagen und Mitreisenden – vergessen lassen könnte, zu welcher Zeit man lebt. Nichts weist darauf hin, ob man sich im dritten Jahrtausend nach Christi Geburt oder im dritten davor befindet. (Außer vielleicht die sehr vereinzelt Überreste der heutigen Zivilisation, vor allem in der Form von Plastiksackerln.)

Mit einem Halt im Wadi Dhawkah nach dem Besuch der Wüste, erfüllte sich Robert Hausmann (höchst verdienterweise!) einen lang gehegten Wunsch: Hier befindet sich ein klassischer

Weihrauchbaumanbau, von dessen Bäumen jährlich das begehrte Harz gewonnen wird. Dies soll in der Antike mit Gold aufgewogen worden sein und fand in allen historisch bedeutsamen Hochkulturen des Mittelmeerraumes Verwendung. Der Weihrauch, der nur in wenigen Regionen der Welt wächst, muss drei Mal geerntet werden, wobei erst beim dritten Durchgang die beste Qualität geerntet werden kann. Der Weihrauch aus Dhofar gilt als der Beste weltweit. In der Tat wirken die wertvollen Bäume unscheinbar, etwas verwachsen und ein wenig so, als würde der Wind permanent in eine bestimmte Richtung durch die Plantage wehen. Der Besuch dieses besonderen Anbaugebietes stellte sicherlich einen der Höhepunkte unserer Reise in das östlichste Land der arabischen Halbinsel dar.

Allerdings waren die Weihrauchbäume nicht die letzte Station unserer Reise: Dies war einem Mausoleum vorbehalten, in dem eine Person liegen soll, die in allen drei monotheistischen Religionen als Zeuge des unbeugsamen Glaubens an Gott eine symbolische Rolle einnimmt: Die Grabstätte des Propheten An Nabi Ayoub, in unseren Breiten bekannt unter dem Namen Hiob. Diese biblische Gestalt weist nicht nur eine Verbindung zur österreichischen Literatur auf, in der ihr Joseph Roth mit einem gleichnamigen Roman, der die Geschichte des Propheten im modernen Gewand wiedergibt, ein besonderes Denkmal setzte; sie könnte uns auch heute (egal ob gläubig oder nicht) als Mahnung dienen, Schicksalsschläge und die Unwegsamkeit des Lebens mit einer gewissen Demut zu ertragen und vor allem einen unbeugsamen Willen an ein positives Ende zu glauben, zu entwickeln. Ob der Bedeutung der Figur des Hiob als Archetypen jenes Menschen, der alle Prüfungen erträgt und seinen Glauben dabei nicht verliert, ist es umso bedauerlicher, dass sich das doch recht schlichte Mausoleum in einem desolaten Zustand befindet. Trotzdem stellte es einen würdigen Abschluss unserer Reise durch das Sultanat dar, bevor wir am nächsten Tag unsere Heimreise antraten, die auf Grund der Zeitverschiebungen und Flug- sowie Fahrzeiten fast einen ganzen Tag in Anspruch nahmen.

Das Sultanat Oman erwies sich als äußerst gastfreundliches und wohllorganisiertes Land, viel weniger wildwüchsig, als man es sich erwartet hätte, weshalb es wohl ebenso für allein Reisende und Kleingruppen ein lohnendes Ziel darstellt. Allein wie es nach dem Ende der Regentschaft von Sultans Qabus mit diesem beeindruckenden Wüstenstaat weitergeht, scheint dem mitteleuropäischen Betrachter derzeit etwas ungewiss.

Die Februar-Studienfahrt 2019 war auf jeden Fall wie immer von Seiten der Organisation und Vorbereitung durch Reiseleiter Robert Hausmann extrem gelungen und ein voller Erfolg, wofür ihm wie immer Dank und Anerkennung gebührt. Dem Historischen Verein für Steiermark sei gedankt dafür, dass er es einmal mehr ermöglicht hat, dass interessierte und wissbegierige Landsleute auch abseits der grünen Mark gemeinsam die Welt des Orients zu entdecken. Ein Land, das mehr an die klassische Vorstellung von 1001 Nacht erinnert als das Sultanat Oman, wird man heute wohl kaum mehr finden.

*MMag. Paul Shlifsteiner*